

Abschlussfeier 2021

Festrede

Prof. Oliver Günther, Ph.D.

Präsident der Universität Potsdam

Liebe Absolventinnen und Absolventen,
meine Damen und Herren,

das Sommersemester 2021 geht dem Ende zu, und noch immer hat Corona uns Hochschulen im Griff. Wohlgemerkt, nicht *fest* im Griff, denn der Griff ist nicht mehr so fest wie noch zu Beginn des Semesters. Die Impfbemühungen tragen deutlich Früchte, auch in der Europäischen Union, die fast die Hälfte des hier produzierten Impfstoffs in Nicht-EU-Länder exportiert. Wie ich finde: vorbildlich, vor allem im Vergleich zu manchen anderen nicht ganz unwichtigen Ländern, wo die entsprechende Exportquote Stand Ende April genau 0 Prozent betrug. Dies sagt viel über die unterschiedlichen Regierungssysteme aus, ebenso die Art und Weise, wie Regierungen weltweit die ersten Monate der Viruskrise angegangen sind. Auch wenn es als Ergebnis der hiesigen Politik mit dem Impfen für viele von uns etwas länger dauert, haben wir in der EU und in Deutschland da vieles richtiggemacht. Inzwischen werden auch in der EU jüngere Menschen geimpft, und es ist mit Sicherheit davon auszugehen, dass das Wintersemester 2021/22 an Hochschulen weltweit wieder wesentlich höhere Präsenzanteile in der Lehre aufweisen wird, als dies in den bleiernen Corona-Semestern der Fall war. In den meisten Fällen hoffentlich nicht gedeckelt durch das Virus, sondern durch didaktische Erwägungen. Denn ja, auch wir Dozierenden haben in der Corona-Krise dazugelernt. Wir haben gelernt, dass digitale Formate manchmal eher zum Ziel führen – dem Lernziel, unseren Studierenden etwas beizubringen und dabei auf die große Heterogenität der heutigen Studierendenschaft besser eingehen zu können. Digitale Formate helfen, leistungsstarke Studierende intensiver herauszufordern. Und ebenso helfen sie, Studierenden, die mit dem aktuellen Stoff Probleme haben, durch gezielte Zusatzmodule zu unterstützen. Von daher wird die neue Normalität nicht die alte sein. Digitale Formate werden auf Dauer ein wichtiges Element jeder akademischen Ausbildung sein. Und das ist gut so.

Ihnen, liebe Absolventinnen und Absolventen, nützt dieses Licht am Ende des Tunnels nicht mehr viel. Sie mussten Ihre letzten Semester im Lockdown absolvieren, zu Hause am Bildschirm, nur gelegentlich unterbrochen von einem kleinen Seminar in Präsenz, einer Laborübung, ein paar Stunden in der Bibliothek oder der Mensa. Ja, wir haben in Potsdam unsere Bibliotheken und Mensen, soweit es ging, offengehalten. Wir waren der Meinung, wir können das Restrisiko verantworten, und die niedrigen Infektionszahlen auf dem Campus haben uns recht gegeben. Und wie ich aus vielen Gesprächen mit Studierenden weiß, waren diese Präsenzmomente wichtig, um nicht zu verzweifeln, um psychisch einigermaßen stabil zu bleiben. Vielen Studierenden hat dies geholfen, aber leider nicht allen – auch viele von Ihnen, liebe Absolventinnen und Absolventen, werden unter der Einsamkeit am heimischen Bildschirm, womöglich im früheren Kinderzimmer, gelitten haben. Und wenn es bei Ihnen nicht so war, so werden Sie Mitstudierende kennen, die in ein solches emotionales Loch gefallen sind.

Sie, liebe Absolventinnen und Absolventen, haben es gleichwohl und trotz aller Widrigkeiten geschafft, Ihr Studium im Corona-Jahr 2020/21 abzuschließen. Dafür entbiete ich Ihnen meinen tief empfundenen Respekt. Sie werden auf dieses Jahr Ihr Leben lang zurückschauen. Einerseits im Bewusstsein, dass man wegen Corona vieles verpasst hat. Andererseits aber auch mit einem gewissen Stolz, dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen und trotz allem Ihren Bachelor, Ihren Master oder gar den Doktorgrad erworben zu haben. Dazu beglückwünsche ich Sie von Herzen.

Aber selbst im Corona-Jahr 2020/21 ging es – glücklicherweise – auf unseren Campi nicht nur um Corona. Es ging auch um andere Themen, die Universitäten weltweit in Bewegung halten. So um die Frage, wie wir uns auf die weiterhin steigende Nachfrage nach einem Hochschulstudium einstellen. Mehr Studierende zuzulassen, bedeutet einen steigenden Finanzbedarf und auch – trotz digitaler Lehre – steigende Raumbedarfe.

Der Hochschulbau ist eine extrem komplexe Gemengelage, unter zehn Jahren gelingt es nur selten, ein neues Gebäude zu errichten. Umso mehr freuen wir uns über private Stifter und Investoren, bei denen wir mittelfristig anmieten können. Golm ist ein gutes Beispiel für derartige Partnerschaften – so konnten wir dort gerade das von unserem Freund und Förderer Hasso Plattner gestiftete neue Informatikgebäude beziehen.

Und es geht auch um die bereits angesprochene Frage, wie wir der gestiegenen Heterogenität der Studierendenschaft besser gerecht werden können. Dass in Deutschland über die Hälfte eines Jahrgangs junger Menschen ein Hochschulstudium beginnt, ist – finde ich – eine gute Entwicklung. Aber Hochschulen müssen auf diese breit aufgestellte Erstsemesterschar auch flexibel reagieren, mit verschiedenen didaktischen Strategien für unterschiedliche Zielgruppen. Und es muss mehr Durchlässigkeit geben – damit man aus einem Studium heraus ohne Gesichtsverlust, ohne das Stigma des Studienabbruchs, in eine duale Ausbildung, z. B. im Handwerk, wechseln kann. Natürlich auch umgekehrt. Beschäftigt hat uns weiterhin die Frage, wer auf unseren Campi was sagen darf und was nicht. Und welche Formen der Auseinandersetzung, des Streits für eine Universität angemessen sind und welche nicht. Ich vertrete ja bekanntlich den Standpunkt, dass universitäre Campi Teil der Zivilgesellschaft und damit per se politisch sind. Dies impliziert, dass politische Auseinandersetzungen auf einem Campus ihren Raum haben, auch wenn es nicht um die reine wissenschaftliche Lehre und Forschung geht. Eine derartige Öffnung bedingt freilich, dass man sich gegenseitig zuhört, auch wenn es schmerzt. „Audiatur et altera pars“, wie schon die alten Römerinnen und Römer sagten. Man sei gehalten, sich auch den anderen Standpunkt anzuhören – und sich damit auseinanderzusetzen! Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die in bester Tradition der Aufklärung steht – auf die wir uns in Potsdam ja immer gern berufen. Aber auch vermeintliche Selbstverständlichkeiten werden immer wieder infrage gestellt – was wiederum zu begrüßen ist. Daher: Ein Willkommen der offenen Debatte! Aber bitte: Offen! Der Terminus „Woke“ spielt in dieser Debatte eine nicht unerhebliche Rolle. Laut Wikipedia, ein „seit den späten 2010er Jahren verstärkt verwendeter Begriff, der eine erhöhte Sensibilisierung für soziale Ungerechtigkeiten und Formen des Rassismus beschreibt. Aktivistisches oder militantes Eintreten für den Schutz von Minderheiten kann damit einhergehen.“ Ein Konzept also, dem ich mich persönlich unbedingt zuordnen würde, wenn man von dem, wie Wikipedia schreibt, „militanten Eintreten“ absieht. Umso mehr stellt sich die Frage, warum wir uns dazu nicht alle einig sind. Meine Antwort ist ganz einfach. Weil ich auch unangenehmen und andersdenkenden Zeitgenossen nicht das Wort verbieten will. Während andere in der Umsetzung ihrer eigenen Wokeness genau dieses tun. So wird versucht, Andersdenkende gar nicht erst auf den Campus zu lassen. Als Argument wird angeführt, man wolle damit Studierende schützen. Oder auch, dass man den Andersdenkenden keine „Plattform“ für die Verbreitung ihrer Gedanken bieten wolle. Aber nein, dies ist ganz falsch. Universitäre Campi haben Plattform für ganz unterschiedliche Gedanken zu sein! Soweit – und das ist wichtig! – soweit sie auf dem Boden der Verfassung stehen. Dem „No-Platforming“, dieser „Cancel-Culture“, wie es manchmal auch schillernd heißt, ist daher eine andere Kultur entgegensetzen, nämlich eine Streitkultur, die den Idealen der Aufklärung gerecht wird.

Wieso nun eigentlich Aufklärung? Nun, in der Aufklärung ging es ja gerade darum, ständeübergreifend das Recht zu haben, Gewissheiten infrage zu stellen und auch als einfache Bürgerin, als Soldat, als Arbeiterin über alles Mögliche zu diskutieren. So wirkte, wie die Wissenschaftshistorikerin Ursula Klein kürzlich ausführte, „Sachkompetenz für das erstarkende Bürgertum in Verbindung mit dem Leistungsprinzip enorm emanzipatorisch. Denn was im preußischen Staatsapparat zuvor zählte, waren adlige Herkunft und kriegerische Tugenden.“

Wollen wir nun wirklich unter in gewisser Weise umgekehrten Vorzeichen diese Öffnung wieder zurückdrehen? Wollen wir eine sogenannte „Identitätspolitik“, die es nur noch denen erlaubt, über Problematiken zu diskutieren, die davon persönlich betroffen sind? Wollen wir eine Welt, in der – ich erinnere an Amanda Gorman – die Literatur von Schwarzen Autorinnen nur von Schwarzen Frauen übersetzt werden darf? Die Literatur von weißen Männern nur von weißen Männern kritisiert werden darf? Die Poesie von sozial Benachteiligten – Stichwort „Klassismus“ – nur von sozial Benachteiligten rezipiert werden darf? Ich will das nicht. Ich will Offenheit, denn nur so kann die Hochschule von heute ihrem Auftrag nachkommen, die Studierenden zur Offenheit zu erziehen und so heterogene Hintergründe bezüglich ethnischer Zugehörigkeit, religiösem Bekenntnis, sexueller Orientierung sowie

sozialer und ökonomischer Herkunft auszugleichen. Jan-Werner Müller titelte in der NZZ vom 10. Februar 2021: „Wokeness, Cancel-Culture, Political Correctness: Warum sind die Liberalen so wehleidig?“ Der Begriff „liberal“ ist schillernd. Während er im deutschen Sprachgebrauch eher mit Wirtschaftsliberalität assoziiert wird, meint man im amerikanischen Sprachgebrauch damit eher den linksliberalen aufgeklärten Freigeist. Lassen Sie mich daher eher auf den Begriff der Aufklärung rekurrieren. Wir Aufgeklärten sind nicht wehleidig! Wir können Schmerzen ertragen. Wir können auch mit Cancel-Culture umgehen, solange man diese wiederum infrage stellen darf, ohne dafür persönlich diffamiert zu werden. Deswegen heißt es für uns Hochschulen, uns im Sinne der Aufklärung dem Diskurs zu stellen – auch mit Menschen, deren Meinungen nur schwer zu ertragen sind. Die „rote Linie“ – um einen neuerdings wieder in Mode geratenen Terminus zu verwenden – ist natürlich vorgegeben durch Recht und Gesetz, insbesondere durch unsere Verfassung.

Sie, liebe Absolventinnen und Absolventen, werden mehrheitlich erst einmal anderswo tätig sein. In der Wirtschaft, in der öffentlichen Verwaltung, in der Politik, im In- und Ausland. Für Ihre nächsten Schritte in Ihrem neuen beruflichen und persönlichen Umfeld wünsche ich Ihnen von Herzen alles Gute. Und bleiben Sie mit uns in Kontakt! Ich würde mich sehr freuen, Sie gelegentlich auf unserem Campus wiederzusehen – sei es als Masterstudent, als Doktorandin oder eben als Gast auf den vielen Veranstaltungen, die wir post-Corona für die Zukunft planen. Die Universität Potsdam hat schon vor mehr als zehn Jahren ein Alumni-Programm aufgelegt. Mehr als 10.000 unserer ehemaligen Studierenden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter oder Gäste bleiben durch unsere zahlreichen Angebote schon mit uns in Kontakt. Bleiben auch Sie dabei! Das Alumni-Team steht Ihnen selbstverständlich für alle Anliegen und Fragen zur Verfügung: <https://www.uni-potsdam.de/alumni>. Auf dass wir gemeinsam die Debatten- und – ja – auch die Streitkultur weiter pflegen.